



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lich anrufen, daß er uns erleuchte. Ich meine aber im Geiste zu reden, wenn ich sage: das Tier — das ist der Amtshauptmann. Er wohnt am Sande des Meers, und er hat eine große Macht, und sein Mund redet Worte der Lästerung.

Man schwieg und erwog den Gedanken, während Jurgis im Hintergrunde kurz aufschrie.

Michelis, sagte der Schulze zu Kondrot, rede du.

Kondrot erwiderte: Bist du gewiß, Johannes, daß dir der Geist Zeugnis gibt? Sollten wir glauben, daß der heilige Prophet vor zweitausend Jahren Lapniden gesehen habe, und daß er Groppoff bezeichnet habe vor tausend andern, die vom Drachen Macht erhalten haben?

Ja, Michelis, erwiderte der Schulze, der Geist gibt Zeugnis, daß Geist Wahrheit sei. Es ist Groppoff. Und die Häupter sind Päsch und Quaukies und Heine-mann und der Postverwalter und der Fischmeister.

Sie schnauben, sie schnauben fürchterlich! sagte die Urte.

Der Schulze fuhr fort: Und ich sahe seiner Häupter eins, als wäre es tödlich wund, und seine tödliche Wunde ward heil, und der ganze Erdboden verwunderte sich des Tieres.

Wieder seufzte die Hörschaft tief und sagte: Es ist Groppoff.

Ja, es ist Groppoff, wiederholte der Schulze. Siehst du nicht, Michelis, der dem Tiere die tödliche Wunde gegeben hat, ist Doktor Ramborn. Aber sie wird heil werden. Wer will gegen seine große Macht bestehn? . . . Und ward ihm gegeben, daß es mit ihm währte zweiundvierzig Monate. — Michelis, zweiundvierzig Monate.

Groppoff ist aber hier seit zwanzig Jahren.

Einer aus dem Kreise sagte, man möchte den Herrn Pastor fragen, was die zweiundvierzig Monate bedeuteten. Aber dieser Vorschlag fand keinen Anklang. Man hatte eine heimliche Furcht vor des Herrn Pastors klarer Rede, und man wollte sich nicht sein mystisches Dunkel aufhellen lassen.

Jurgis, sagte Urte, du bist in Danzig gewesen und hast studiert, rede du.

Ich meine, sagte Jurgis, wartet! Dann wird euch der Geist Zeugnis geben, wenn die Zeit um ist. Und wenn nicht, dann nehmt die Faust und rückt den Zeiger an der Uhr. Ein Hund, der sich knechten läßt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. In vieler Berichten wird dem Kaiser oder doch „einer autoritativen Persönlichkeit seiner Umgebung“ das Wort zugeschrieben, das über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich in der Nachtischunterhaltung im Kaiserlichen Jagtclub gefallen sei: „Der König von Preußen konnte allenfalls eine offensive Kabinettspolitik treiben, der Deutsche Kaiser kann das nicht.“ Der historische Grundgedanke dieses Ausspruchs kann nur der sein, daß sich Preußen zuerst seine Stellung in Deutschland hatte erkämpfen müssen und dann dem unter seiner Führung geeinten Deutschland seine Stellung in der Welt. Nur insofern kann von einer „offensiven Kabinettspolitik“ die Rede sein. Schon 1870 war die preußische Politik nicht mehr offensiv, sondern nur en vedette gegenüber den in Frankreich vorhandenen offensiven Tendenzen. Von dem Augenblick an, wo die Einigung vollzogen war — im Nordbunde durch die Verfassung, nach Süden hin durch die Schutz- und Trutzverträge —, wurde aus der preußischen Politik der offensive Zug, der sie von 1862 bis 1866 beherrschte, ausgeschieden. Sie benutzte den Anlaß, den die luxemburgische Angelegenheit einer offensiven Politik geboten hätte, nicht, sie be-

gnigte sich im September 1867, den Napoleonisch-Deutschen Konferenzen in Salzburg gegenüber durch die berühmte Zirkulardepesche warnend den Finger aufzuheben, im übrigen wartete sie geduldig ihrer Zeit. Charakteristisch in dieser Beziehung ist eine Äußerung Bismarcks aus dem Jahre 1869 einem Franzosen gegenüber, die Bernhards nach einer Mitteilung Abekens wiedergibt. Ein Franzose hatte dem Bundeskanzler die Situation in Paris mit den Worten geschildert: „Der Kaiser schwankt zwischen der Lust, Ihnen den Krieg zu machen, und der Furcht, sich mit Deutschland zu messen.“ Bismarck erwiderte: „Bei uns ist gerade das Gegenteil der Fall. Wir haben weder diese Lust noch die Furcht.“ (Chez nous c'est tout juste le contraire, nous n'avons ni cette envie ni la crainte.) Demgemäß ist denn auch der Krieg von 1870 kein „Kabinettskrieg“ gewesen, wie für die Kriege von 1864 und 1866 vielleicht behauptet werden kann, wenngleich auch sie unabweisbaren politischen und historischen Notwendigkeiten entsprachen. Der Krieg von 1870 war ein Volkskrieg in dem besten Sinne des Wortes, ein Aufbrennen des heiligen Funken vom Bodensee bis Memel, eine breite mächtige Woge der populären Strömung, an die Bismarck wohl gedacht haben mag, als er später in das Stammbuch des Germanischen Museums die Worte eintrug: Fort unda nec regitur. Diese breite Woge wird durch alle Zukunft auch den Deutschen Kaiser tragen müssen, denn die europäischen Kriege des geeinten Deutschlands werden immer Existenzkämpfe sein, für die die Nation nicht nur den letzten Blutstropfen, sondern auch den letzten Schlag des zornigen und siegbereiten Herzens einzusetzen hat. Die deutsche Politik wird auch in Zukunft so wenig offensiv sein, gleichviel welcher europäischen Macht gegenüber, wie sie es nach 1866 überhaupt nicht mehr gewesen ist. Politische Defensivität kann sehr wohl zur militärischen Offensive zwingen; in der Verteidigung seiner bedrohten oder mißachteten Rechte kann Deutschland eines Tages zu den Waffen greifen müssen und durch Stellung eines Ultimatums einen Krieg beginnen. Das würde aber immer nur ein Krieg des Rechts und der Ehre gegenüber fremder Bedrohung oder Herausforderung sein.

Was die Anwendung dieser Hypothesen auf unser jetziges Verhältnis zu Frankreich anlangt, so wäre eine kriegerische Entwicklung nicht nur möglich, sondern vielleicht sogar wahrscheinlicher gewesen, wenn Herr Delcassé am Ruder geblieben wäre, dessen Politik darauf ausging, gemeinsam mit England dem Deutschen Reich eine für uns unannehmbare Position zu bereiten. Herr Rouvier hat das durchschaut, den Delcasséschen Faden abgeschnitten und damit dem europäischen Frieden einen großen Dienst geleistet. Von diesem Augenblick an war die marokkanische Frage der Möglichkeit entkleidet, zu einem Kriegsgrund aufgebauscht oder als Kriegsvorwand mißbraucht zu werden. Nun ist auch die Annahme der Konferenz erfolgt. Da die Beschlüsse der Konferenz einmütig gefaßt sein müssen, damit sie für alle Beteiligten bindend sind, bleibt für friedestörende Absichten immer noch ein weiter Spielraum. Die Frage: Was wird, wenn die Konferenz ergebnislos bleibt? liegt gar nicht so fern. Jedoch, die Strömungen und die Persönlichkeiten, die sich als hinreichend stark erwiesen haben, die Konferenz zustande zu bringen, ohne daß Frankreich darin eine Niederlage zu sehen braucht, werden sich auch stark genug erweisen, der Konferenz ein befriedigendes Ergebnis zu sichern und dem bedeutungsvollen marokkanischen Reformwerk seinen friedlichen Weg zu ebnen. Für die internationale Konstellation ist das jüngste Telegramm des Präsidenten Roosevelt an Kaiser Wilhelm bei dem Besuch in Havardon wohl ebenso wenig ohne Bedeutung wie der Umstand, daß gleichzeitig im englischen Unterhause von „notwendigen Kämpfen in der Nordsee“ die Rede sein konnte, ohne daß von der Regierung auch nur der leiseste Einspruch erfolgt wäre, wie er sonst in solchen Fällen den üblichen diplomatischen Gepflogenheiten entspricht. Mag es immerhin sein, daß das Kabinett Balfour des Spielens mit diesem Feuer zu Wahlzwecken bedarf und sich aus diesem Grunde gern gefallen läßt, vor der Nation als der besondere Wächter und Hüter der Macht und der Interessen Großbritanniens zu gelten — ein um so billigeres Vergnügen, als die englische Regierung genau weiß, daß eine „deutsche

Gefahr“ in keiner Weise besteht. Für die nicht englische politische Welt bleibt mit der Tatsache zu rechnen, daß England durch die unverhoffte äußere und innere Schwächung Rußlands eine unerwartete weite Ellbogenfreiheit gewonnen hat, deren Ausnutzung für ehrgeizige und entschlossene britische Staatsmänner eine große Versuchung ist. Seit Peter dem Großen hat es noch keinen einzigen Augenblick gegeben, wo Rußland so vollständig aus den Berechnungen der großen Politik ausgeschlossen gewesen wäre, wie gegenwärtig.

Mögen immerhin zahlreiche Vorgänge der jüngsten Zeit durch maßlose Übertreibungen in der Presse ein völlig entstelltes Aussehen gewonnen haben, die Tatsache bleibt bestehen, daß die Regierungsunfähigkeit im Zarenreiche einen sehr hohen Grad erreicht hat — am deutlichsten illustriert durch den Umstand, daß, während beim Tode des Kaisers Alexander des Zweiten ein fertiger Verfassungsentwurf vorlag, die jetzige Regierung in sechs Monaten nichts zustande zu bringen vermocht hat! Unsere deutsche bundesstaatliche Verfassung, die sich jetzt seit achtunddreißig Jahren bewährt hat, ist das Werk eines halben Tags gewesen! Nun sagt man nicht mit Unrecht: für ein Land, wo sechzig Prozent, nach anderer Version gar neunzig Prozent der Landesangehörigen nicht lesen und schreiben können, ist eine moderne Verfassung unmöglich. In diesem Sinne mag Zar Nikolaus im Rechte sein mit dem Ausspruch, daß die Verfassung Rußlands eine russische sein müsse, aber das Wichtigste wäre gewesen, daß man eine Verfassung rechtzeitig erließ, um damit einer gefährlichen Gärung vorzubeugen. Auch im Zarenreiche kann es ein „zu spät“ geben. Wie die Dinge heute liegen, wird auch eine Verfassung von der verloren gegangenen Regierungsautorität nur wenig retten. In Augenblicken wie der, den Rußland gegenwärtig erlebt, ist gewiß das Wort: „Männer, nicht Maßregeln“ am Platze. Männer, die der Riesenaufgabe gewachsen sind, scheint Rußland entweder nicht zu haben, oder man vermag sie nicht zu finden und an die richtige Stelle zu bringen; die Maßregeln aber, zu denen man sich bisher entschlossen hat, sind widerspruchsvoll, schwankend und ziellos. Kein beherrschender Gedanke und keine beherrschende Hand. Dieselben Erscheinungen wie in der Befehlshührung auf dem Kriegsschauplatz spiegeln sich auch in der gesamten inneren Lage. Unnützes Blutvergießen, wo es durch geschickte Vorbeugungsmaßregeln zu vermeiden gewesen wäre, und Versagen der staatlichen Autorität, wo sie notwendig war. So ist die Marseillaise in Kronstadt und Petersburg im Jahre 1891 doch die Drachensaat gewesen, aus der die geharnischten Männer entstanden sind, die dem russischen Selbstherrschertum das Ende bereiten werden. Alexander der Dritte hat sie damals widerwillig mit angehört, heute rächt sich das, Rußland erlebt die zweite und gewaltigere Auflage der Dekabristen, die schier unvermeidliche Frucht seiner intimen Berührungen mit Frankreich.

Was der französische Adel am Vorabend der „großen“ Revolution, das ist die russische vornehme Welt in den letzten Jahrzehnten ihrem Lande gewesen. Auch Ludwig der Sechzehnte war ein gutmütiger Monarch, aber ihm fehlte ebenso wie dem heutigen Regiment in Rußland die Erkenntnis, daß Regieren Voraussehen bedeutet, obwohl gerade die französische Sprache diesen Gedanken am prägnantesten zum Ausdruck gebracht hat. Aus Vernachlässigung und Pflichtversäumnis ist die Fäulnis hervorgegangen. Dazu dann die Halbheit des russischen Universitätswesens, die in der heranreifenden Jugend alle Ideale vernichtete und dadurch das Staatswesen einer seiner besten Stützen, des hingebungsvollen Idealismus, beraubt. Jeder uniformierte russische Student, der im Sommer unsre Straßen sowie die deutschen und die österreichischen Bäder als eine auffallende Erscheinung belebt, ist in seiner Person eine lebendige Anklage gegen eine selbstmörderische Regierungsform, deren unausbleibliche Frucht, der Nihilismus, Rußland verwüftet. In Berlin konnte einst Dubois-Reymond die Universität als die geistige Leibwacht des Hauses Hohenzollern bezeichnen. Dieser eine Satz erklärt ein großes Stück unsrer Geschichte. Was hat dagegen Rußland aus seinen Universitäten gemacht, nicht nur aus den russischen,

sondern aus Dorpat, das — eine Oase in der Wüste — ihm doch so viele tüchtige Männer geliefert hat?

Sicherlich wird auch Rußland schließlich neugekräftigt aus dieser Krisis hervorgehen, die vielleicht notwendig war, die kranken und wunden Stellen am Staatskörper der trügerischen Hülle zu entkleiden und sie in ihrer ganzen Gefährlichkeit bloßzulegen. Deutschland kann aus politischen wie aus wirtschaftlichen Gründen nur wünschen, daß in dem östlichen Nachbarreiche bald wieder gefestigte Zustände eintreten mögen, wobei wir uns keineswegs verhehlen wollen, daß ein liberal, womöglich konstitutionell regiertes Rußland uns bei weitem nicht so freundlich gesinnt sein wird, wie es das zarische mit geringen Ausnahmen gewesen ist. Die populären Strömungen in den breitem Massen werden sich mehr gegen Deutschland richten und die Koletterie mit der französischen Republik, die die Zaren widerwillig über sich haben ergehn lassen, um so aufrichtiger betreiben. Hierzu kommt dann noch die größere Rolle, die das polnische Element zu gewinnen wissen wird. Wie jetzt schon einer Führung in der Presse wird es sich auch einer solchen in den zu schaffenden Vertretungskörpern zu bemächtigen suchen, wenn es nicht etwa vorziehen sollte, die Schwäche der russischen Staatsgewalt zu einer neuen revolutionären Erhebung zu benutzen, für die der Augenblick gekommen wäre, bevor Rußland neu erstarrt und Kräfte gewinnt.

Alle diese Verhältnisse legen uns in Deutschland die Pflicht zur innern Sammlung doppelt nahe. Niemand kann wissen, welchen Gefahren Deutschland in den nächsten Jahren gegenüberstehn mag, denen gegenüber unser gesamer innerer Parteihaß als ein Nichts verschwindet. Deshalb ist es auch von hohem Werte, daß die Landtagsession ohne Disharmonien ausgefallen ist, und daß das Herrenhaus die Vergeseßnovelle angenommen hat, so groß und so gerechtfertigt die Bedenken dagegen auch gewesen sein mögen. Ein Teil der Presse hat aus dem Umstande, daß der Vorwärts und andre sozialdemokratische Blätter, auch Redner der Partei, an dem Gesetzentwurf kein gutes Haar ließen, folgern zu müssen geglaubt, daß sich die Vorlage schon aus diesem Grunde, wegen des Mißfallens der Sozialdemokratie, zur Annahme empfehle. Über diese sozialdemokratische Taktik sollten sich unsre Politiker doch endlich klar sein. Die Sozialdemokraten schimpfen auf jedes sozialpolitische Gesetz, stimmen im Reichstage dagegen, weil sie dann um so sicherer sind, daß die andern Parteien es annehmen. Gesetzentwürfe, die die Ideale der Sozialdemokratie verwirklichen, sind ja nicht zu erwarten, deshalb sind die Genossen innerlich froh über jede Abschlagszahlung, die ihnen entgegengebracht wird, wobei sie freilich kräftig der Vorlage fluchen, die ihnen statt Brot Steine gewähre. Es ist das für sie immer das sicherste Mittel, die Annahme eines Gesetzes herbeizuführen, dessen Ablehnung sie sonst vielleicht mit Sicherheit zu gewärtigen hätten. Die Genossen lachen sich hinterher in die Faust. Sie selbst stimmen niemals für eine Vorlage, um nicht damit indirekt zugeben, daß die Regierung etwas „zur Befriedigung des Volkes“ getan habe, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, bei denen es eben nicht anders ging. Würden die staatserkhaltenden Parteien konsequent jede sozialpolitische Vorlage ablehnen, auf die die Sozialdemokraten schimpfen, so würde man sehr bald erleben, daß diese die Mehrzahl solcher Vorlagen zu retten suchen dürften, die ihnen ja doch mehr oder minder sämtlich Sprossen an der Leiter sind. Freilich, müssen sie Regierungsvorlagen, wenn auch unter Protest, annehmen, so würden sie das Agitationsmaterial verlieren, das sie sich jetzt dadurch zu erhalten wissen, daß sie den Inhalt der ihnen höchst willkommenen Gesetze verwerfen, zugleich aber die Annahme dem „dummen Bourgeois“ überlassen.

Nationalliberale Stimmen haben jüngst wieder einmal den üblichen Chorgesang angestimmt, mit dem sie in ziemlich regelmäßigen Intervallen den Diätenkultus zu begleiten pflegen. Die kölnische Zeitung hatte ihnen entgegengehalten, daß damit auch nichts gewonnen sei, und daß die große Zahl von Doppelmandaten, Reichstag und Landtag, die Diäten um so überflüssiger mache. Auch liege gerade hierin für die Beschlußfähigkeit eine große Erschwerung. In andern nationalliberalen Organen

wurde darauf entgegnet, die Doppelmandate seien eben der Fluch der bösen Tat der Diätenlosigkeit; weil sie bei dieser nicht bestehen könnten, müßten viele Abgeordnete zum Doppelmandat ihre Zuflucht nehmen. Mit Verlaub, ihr Herren, so liegt die Sache in ihrer historischen Entwicklung doch nicht. Es existieren recht sprühende Reden, z. B. des Abgeordneten Rickert und anderer, die zu der Zeit, als die Zulässigkeit des Doppelmandats im Norddeutschen Reichstage erörtert wurde, erklärten, daß die Doppelmandate nötig seien, „um den Zusammenhang zwischen dem Reichstage und dem Abgeordnetenhaus, der Bundesgesetzgebung und der Landesgesetzgebung zu erhalten.“ Möglich, daß Herr Rickert und andere Rednern schon damals der Gedanke vorgeschwebt hat, die Landtagsdiäten als Äquivalent für die Reichstagsdiätenlosigkeit anzunehmen. Was in den neuern Ausführungen als besonders unzulässig erscheint, ist der Hinweis auf die andern großen, diätenbegabten Parlamente. Erstens steht diesen allen ein Senat, ein Oberhaus gegenüber, zweitens sind das gesetzgebende Versammlungen einheitlicher Staaten, während unser Reichstag die Vertretung eines bundesstaatlich organisierten Staatsgebildes darstellt neben dem Zweikammersystem der Einzelstaaten. Der Reichstag ist somit mit den parlamentarischen Körperschaften anderer Nationen überhaupt nicht zu vergleichen. Leider hat er sich ganz anders entwickelt, als er ursprünglich gedacht war und sich im ersten Jahrzehnt seines Bestehens auch erhalten hat. Der damalige Reichstag hätte Diätenzumutungen, wie sie jetzt gäng und gäbe sind, als beleidigend abgewiesen, dem heutigen Reichstage aber ist durch Diäten ganz gewiß nicht zu helfen. *s*

Erhaltung und Erhöhung der Wehrfähigkeit unsrer Mittelschuljugend. Wenn meine Augen vom Wandern über die grauen Zeilen der Arbeiten, worin die Schüler die Künste der Palaestra Ciceroniana üben, müde geworden sind, kann ich sie, was in der Großstadt nichts Kleines ist, auf dem dichten Blättergewebe benachbarter Gärten ruhn lassen. Da erfreut sie außer dem Grün der Ahorne oft ein anmutiges Pentathlon. Spielend und turnend üben die Kinder eines hohen Hofbeamten auf Bohe und Rasen die junge Kraft. Gewöhnlich ist der Vater selbst *παιδογίβης* und verwendet in der körperlichen Erziehung seiner eignen Kinder die pädagogische Erfahrung und Kunst, die er sich als Offizier in der Ausbildung seiner Rekruten erworben hat. Mehrmals in der Woche erscheint am Abend ein Unteroffizier des Infanterie-Leib-Regiments und unterweist mit unverkennbarem Takt und mit pädagogischem Geschick die drei Knaben und die zwei ältern von den Mädchen im Reckturnen, im Klettern, im Dauerlauf, im Hoch- und im Weitsprung. Drollig sieht es aus und das Herz erfreut es, wenn die jüngere der kleinen Amazonen, ein fünfjähriges Kind, in Übungen wie die Kniewelle es den Brüdern nachzutun versucht. Weiter drüben im Grün, jenseits des nächsten Zauns, ragt ein zweites Turngerüst ins Ahorngeäst. Der glückliche Besitzer, der jüngste Sohn eines Offiziers, teilt dieses Gut mit Quartanern aus der Häuserwüste, die außer der Straße keinen Spielplatz haben, und an freien Nachmittagen sehe ich oft länger, als dem Gymnasiallehrer in mir zulässig erscheint, den kleinen Turnplatz und das Gerüst belebt von fröhlicher Jugend. Wird so wie hier durch die Einsicht der Eltern und durch die Gunst der Verhältnisse die karge körperliche Erziehung, die das Gymnasium gibt, ergänzt, dann legen die Kinder den weiten Weg durch die Schule freilich ohne Schaden oder doch mit geringem Schaden zurück. Aber die Wohltat der körperlichen Erziehung muß auch den Kindern minder wohlhabender und minder weiser Eltern zuteil werden, nicht bloß einem kleinen Kreise durch die Freundlichkeit eines guten Kameraden, sondern allen armen „Tintenbuben,“ deren Tummelplatz die Straße ist, durch die Fürsorge des Staats.

Diese Forderung schon wieder auszusprechen, drängt mich die Mahnung, die aus dem Buche des bayrischen Generalstabsarztes z. D. Dr. Anton von Bogl über „Die wehrpflichtige Jugend Bayerns“*) klingt.

*) München, J. F. Lehmanns Verlag, 1905.

Generalstabsarzt Dr. von Vogl bezeichnet in diesem Buche Serings Satz „Die Landbevölkerung bildet nach wie vor die Hauptquelle der physischen Kraft der Nation“ in der Auffassung, „daß das Land, aber nicht die Landwirtschaft die meisten und die tüchtigsten Rekruten liefert,“ als vollgiltig für Bayern. Das Stadtleben äußert eine verderbliche Wirkung nach seiner Ansicht dadurch, daß es die Nachkommen der nach der Erfüllung der Wehrpflicht vom Lande einwandernden körperlich schwach macht. Berlin erhält einen fortwährend steigenden Zuzug aus der Provinz Brandenburg, die eine ungewöhnlich hohe Tauglichkeitszahl, 82 Prozent, hat. Aber trotz dem reichlich nach der Hauptstadt strömenden gesunden Blut sinkt die Tauglichkeitszahl Berlins fortwährend, bis zu 38 Prozent. So prompt arbeitet die Sybaris von Brandenburg. Doch sieht der Verfasser in der „Industrialisierung“ keine Gefahr und in der Vergrößerung und der Vermehrung der Städte nicht die Hauptgefahr für die Wehrfähigkeit. Er bezeichnet die Kindersterblichkeit und die Tuberkulose als die Schäden, die die Zahl und die Tauglichkeit der bayrischen Wehrpflichtigen am tiefsten herabsetzen. Im Jahre 1901 fielen 41,3 Prozent aller Sterbefälle männlicher Wesen in das erste Lebensjahr. „Fast aller Verlust an Wehrkraft und aller Gewinn drängt sich in der Kindersterblichkeit bzw. ihrer Bekämpfung zusammen.“ Die Vorenthaltung der Mutterbrust und damit eine unvollkommene und fehlerhafte Ernährung sind der Hauptgrund der hohen Kindersterblichkeit in Bayern. Der Verfasser erhärtet und beleuchtet diese Behauptung, indem er eine wichtige Beobachtung mitteilt, die im letzten deutsch-französischen Kriege gemacht worden ist: in Paris sank während der Belagerung die Kindersterblichkeit von 30 Prozent auf 17 Prozent, weil die Mütter infolge der Absperrung der Milchzufuhr gezwungen waren, ihre Kinder zu stillen. Und auf dem Lande rings um Paris nahm die Kindersterblichkeit ab, weil in der schweren Kriegszeit die schwerste Not für die Neugeborenen, die Muttermilchnot, schwand, da die Mütter keine Ammenstellen in der Hauptstadt annehmen konnten. — Wo die Sterblichkeit infolge der Tuberkulose sehr hoch ist, sind die Wehrpflichtigen körperlich von geringem Wert, „sei dies nun durch sogenannte Disposition oder durch latente oder manifeste Tuberkulose.“ Ebenso ist die Tauglichkeitszahl niedrig, wo die Kindersterblichkeit hoch ist. Mit dem jährlichen Verluste von 50 000 Neugeborenen ist es nicht abgetan, nicht bloß die Zahl der Wehrpflichtigen, sondern auch die Tauglichkeit der Wehrpflichtigen wird durch die verkehrte Ernährung der Säuglinge herabgesetzt. Die Geographie der Kindersterblichkeit und der Tuberkulose ergibt, daß die beiden Übel in ihrem tiefsten Stande örtlich zusammenfallen.

Neben der Bekämpfung der Kindersterblichkeit und der Tuberkulose bezeichnet Dr. von Vogl die Erhöhung der Tauglichkeit der Wehrpflichtigen zur Tüchtigkeit als die dringendste Aufgabe der Volkswirtschaft und fordert zu diesem Zweck energisch eine Umgestaltung unsrer körperlichen Jugenderziehung. Er hat gefunden, daß die Wehrpflichtigen vom Lande, die Wehrpflichtigen des Handelsstandes und die Studierenden der Mittelschulen am deutlichsten den Mangel körperlicher Erziehung zeigen. Sein Urteil über die aus den Mittelschulen hervorgehenden Wehrpflichtigen lautet: „Die Studierenden der Mittelschulen, namentlich der humanistischen, erweisen sich fast durchaus körperlich zurückgeblieben; wenn in Deutschland 60—70 % zum Einjährigfreiwilligen=Dienst Berechtigter, worunter diese Mittelschüler überwiegen, untauglich befunden worden sind, so ist dies eine Tatsache, die zu denken gibt, speziell auch bei uns; denn es ist hier nicht besser. Sie findet allerdings eine Erklärung auch in der durch Schwächlichkeit bestimmten Berufswahl und in der Häufigkeit anderer Gebrechen, besonders Fehler der Sinnesorgane etc., aber der Hauptsache nach muß sie doch auf Schwächlichkeit zurückgeführt werden und diese auf mangelhafte körperliche Erziehung; es wäre sonst nicht möglich, daß mitunter Studierende der Mittelschulen bei den ersten Versuchen am Gerüste ein geradezu beschämendes Defizit an Kraft zur Schau tragen. Wir haben in unseren Landschulen keine Analphabeten im Lesen und Schreiben, aber auf unseren Hochschulen eine Fülle von Analphabeten in der Schule des Körpers, d. h. solcher

junger Leute, die es hier nicht einmal zu elementaren Leistungen gebracht haben. Es soll mit dieser Feststellung nach keiner Richtung ein Tadel verknüpft werden, am allerwenigsten gegen die Turnlehrer; es tragen an diesem beklagenswerten Mißstande so viele in den Zeitverhältnissen gelegene, sachliche und auch persönliche Faktoren, worunter Eltern und Schüler nicht die letzten sind, eine Mitschuld, sodaß es richtiger ist, sich mit dieser gar nicht zu befassen, sondern nur mit der Frage, auf welchem Wege man zur Besserung gelangen könne."

Schonend, fast schüchtern geht der Kritiker an den Mängeln der Schule vorüber, die nicht allein, aber vor allem die Schuld an der körperlichen Schwäche ihrer Zöglinge trägt. Es muß allerdings anerkannt werden, daß in der Schulverwaltung und in den Kreisen der Gymnasiallehrer selbst die Erkenntnis der Schäden unsers Erziehungswesens und der Wunsch, zu bessern, allmählich immer wacher und lauter wird. Wie einst in Preußen Kultusminister von Gossler die verödeten, verwilderten Turnplätze seiner Knabenzeit wieder in Dienst stellte und von fröhlicher Jugend ihre Dornröschenhecke durchbrechen ließ, hat der jetzige bayrische Kultusminister Dr. von Wehner am 17. Dezember 1903 in einem Erlaß an die Rektorate der Mittelschulen angeordnet, „den Schülern, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen irgendwie geschehen kann, Gelegenheit zu körperlichen Übungen außerhalb der Turnstunden zu geben.“ Turnlehrer und wissenschaftliche Lehrer regten die Einführung des Ruderns an den Mittelschulen an, auf dem Main bei Aschaffenburg und auf der Donau bei Straubing laufen fünfundzwanzig Jahre, nachdem in Rendsburg der erste deutsche Schülerruderverein gegründet worden ist, die ersten bayrischen Schülerboote, Schülerwanderungen werden von Gymnasiallehrern befürwortet und gefördert. Das sind lauter sehr erfreuliche Tatsachen, aber es sind auch Anfänge neuer Lehrfächer, die zum Gedeihen Raum brauchen und als kraftverbrauchende Arbeit anerkannt werden müssen. Der Münchner Irrenarzt Professor Dr. Kraepelin hat beobachtet, daß ein zweistündiger Spaziergang die geistige Leistungsfähigkeit in demselben Maße herabsetzt wie eine einstündige Addition. Diese Beobachtung erklärt den von vielen Eltern beklagten und von vielen Lehrern als Beweis ungenügender Begabung gedeuteten Übelstand, daß Schüler oft dreimal so viel Zeit über den Büchern zubringen, als sie bei stetiger Arbeit brauchen sollten. Dieser nicht in der Schwierigkeit und in dem Maß der Aufgaben begründete Zeitaufwand kommt nicht selten davon, daß sich die Schüler nach dem Unterricht vor der Erledigung der Hausaufgaben durch einen nicht ganz vorsichtig bemessenen Spaziergang erholt haben. Diese Erholung war mit einem Kräfteverbrauch verbunden. Durch den Unterricht und durch den Spaziergang geistig und körperlich ermüdet sind sie an die Arbeit gegangen. Nun träumen sie über den Büchern.

Ich bin der festen, unerschütterlichen Überzeugung, daß an den Gymnasien viel Schülerkraft durch übertriebene, nicht der Fassungskraft des Durchschnitts der Schüler angepasste Forderungen vergeudet wird. Nicht nur Geistes- und Körperkraft, sondern auch sittliche. Wenn ich aus den Jahresberichten unsrer Gymnasien ersehe, was alles in dem abgelaufenen Jahre gelesen worden ist, drängt sich mir immer der Gedanke auf: Ja, das ist alles gelesen worden, aber nur von dem Lehrer und ein paar für das Studium der alten Sprachen begabten Schülern, für die übrigen war die Lektüre dreier Gesänge Homers in der Untersekunda oder der *Miloniana* in der Prima nichts als ein Zwang, sich bei der Vorbereitung unerlaubter Hilfsmittel zu bedienen oder sich tage-, wochen-, monatelang unvorbereitet „durchzuschwindeln.“ Wo von der Untersekunda bis zur Oberprima alle Gesänge Homers gelesen werden und so ein Ideal der Schulordnung erfüllt wird, da verläßt der größte Teil der Schüler nicht an Geist und Körper und Gemüt gerade gewachsen wie Hektor und Achilles, sondern mit odysseischer Verschlagenheit behaftet die Schule. Man wundere sich nicht, daß es unter den Literaten und Künstlern der *Wißblätter* so viele *Thersitesgestalten* gibt. Die meisten von ihnen hat die *alma mater* ihrer Knabenzeit, das Gymnasium, mit Gift statt mit Milch genährt. Es ist unbegreiflich, daß man sich den Mißerfolg der *Klassikerlektüre* an den Gym-

naffen so ganz verhehlen kann. Mehr als die Hälfte der schönen und guten Worte, die einst zu griechischen und römischen Männern gesprochen worden sind, und die jetzt bei unreifen deutschen Knaben Verständnis und Teilnahme finden sollen, bleiben der Mehrzahl der Schüler fremd trotz aller Mühe der Lehrer. Und dazu unterschätzt man den schweren Schaden, der dem Charakter vieler Schüler dadurch zugefügt wird, daß man sie zwingt, mit der Waffe des Schwachen Notwehr zu üben. Ich kann nicht zugeben, daß der Wert der humanistischen Mittelschule sinkt, wenn sie aus einer nicht eben ängstlich mit der körperlichen und sittlichen Gesundheit der Schüler haushaltenden Drillanstalt zu einer wirklichen Erziehungsanstalt mit dem Ziele der *καλοκαγαθία* wird. Ein kräftiger Schnitt tut hier not.

Treffend zeigt Generalstabsarzt Dr. von Vogl den jetzigen Stand der Körpererziehung an den bayerischen Mittelschulen: „Der (Turnspiele anordnende) Erlaß (des bayerischen Kultusministers) hat vor allem Erholung von geistiger Anstrengung und zum Teil auch Fernhaltung der Schüler von Mlotriis im Auge und findet mit Recht in der Förderung der Jugendspiele die größte Aussicht auf Erfolg; die Schulordnung beschränkt sich auf das Turnen als eine körperliche Übung, aber in einer Betätigung, die weder Erholung noch genügend Kräftigung bringt.“ So schonend er bei der Kritik der Schule verfährt, so scharf fordert er „methodisches Turnen, Schulturnen im strengen Sinne des Wortes“ zur Beseitigung des schlimmsten Mangels unsers zum Schaden der Jugend der Palästina entbehrenden Didaktaleions: „Dem Schulturnen mit dem, was dazu gehört, müssen die Nachmittagsstunden zur Verfügung stehen; einer entsprechenden Anzahl tüchtiger Lehrkräfte, Turnlehrer vom Fach, wird es nicht schwer fallen, sämtliche Klassen täglich in einem der Turnfächer zu üben. . . . Dem Schulturnen mit seinem obliegenden Charakter und seinem ernstesten Betrieb ist es einzig und allein vorbehalten, die »körperliche Jugendziehung« zu übernehmen, sofern man sich entschließen will, eine solche anzuerkennen und zu betätigen und sich nicht mit »Erholung« zu begnügen. Wenn es jedem jungen Menschen zur Pflicht gemacht wird, sich ebenso wie geistig auch körperlich auszubilden und wenn es keinem Gesunden möglich gemacht wird, sich dieser Pflicht zu entziehen, dann werden Hunderte von Schwächlingen und Weichlingen, die bei Dispens oder bei der Unzulänglichkeit des nunmehrigen Turnbetriebes beklagenswerte Geschöpfe bleiben, gesunde und wehrfähige Männer werden; die Zahl der Tauglichen wird gehoben und die Tauglichen werden tüchtiger werden. Man möge es nicht unterschätzen, was es heißt, wenn das Durchschnittsmaß an Größe, Brustumfang und Gewicht von jährlich 30 000 Wehrpflichtigen auch nur um wenige Zentimeter bzw. Kilogramm höher gestellt wird und somit der Armee, der Familie, der Landwirtschaft, der Industrie etc. tüchtigere Kräfte zugeführt werden. Ein solcher Erfolg kann von einer Jugendziehung mit nüchternen Zuversicht schon nach wenigen Jahren erwartet werden; er hat die Bedeutung der Hebung der Körperkonstitution; er ist Rassenverbesserung!“

Ein solcher Erfolg ist wert, daß man nach ihm strebt und auf den Scheinerfolg der jetzt noch geltenden Schulordnung verzichtet.

München

Ludwig Kemmer

Ein fast verschollenes Wort. Kenner der Stormschen Novellen werden sich erinnern, manchmal auf das Wort *pesel* gestoßen zu sein, ohne freilich über dessen Geltung viel mehr zu erfahren, als daß damit ein Wohnraum im holsteinischen Bauernhause gemeint ist. Aber in Schüzens holsteinischem Idiotikon und besonders in Müllenhoffs Glossar zum Quideborn wird die Bedeutung des Wortes genau bestimmt. Nach Müllenhoff ist der *pesel* im Dithmarscher Bauernhause das größte Zimmer, das dem Eingange, der *groten del*, gegenüber an der Hinterseite des Hauses liegt und dessen ganze Breite einnimmt, meist keinen Ofen hat und als Festsaal dient. In frühern Zeiten war es auch die allgemeine Wohnstube, wie denn z. B. Neocorus (gest. 1629) in der Dithmarscher Chronik die Bedeutung des Wortes also feststellt: *en ehrlik gemach se hetent pisell, darin se vor olders tho*

winters und sommers tidt, nun averst bi de meisten des sommers ehr wesent hebben mit ehrem gesinde und kindern gehatt, ok dorin se enen fromden gast gevoret unde getracteret. Nach dem Bremischen Wörterbuch aber bezeichnet oder bezeichnete das Wort eine kleine Stube mit einem Ofen — „der warme Winkel“ heißt es in einer andern Quelle —, und auf den friesischen Inseln versteht man darunter gar den lehmgestampften Küchenraum, wie das z. B. aus W. Jensefs Erzählung „Auf Manö und Janö“ hervorgeht. Ebenso wurde schon im Mittelalter das niederländische *pijsel* durch *culina* glossiert. Von Holstein aus ist das Wort auch nach Dänemark und Norwegen vorgebracht, wo es sich bis heute in der Lautform *peis* behauptet hat (siehe Myerup-Vogt: Das Leben der Wörter). Dagegen nach dem Ofen, nach Mecklenburg und Pommern, scheint es nicht gekommen zu sein. Ebenso unbekannt ist es heute in den mitteldeutschen Mundarten, auch im Westen, am Rhein, und im Südwesten bei Schwaben und Alemannen findet es sich nicht. Nur im Bayrisch-Österreichischen ist das Wort noch anzutreffen, natürlich in der oberdeutschen Lautform *pfiesel*, es hat aber eine Bedeutung angenommen, die sich von der oben angegebnen weit genug entfernt. Denn es bezeichnet nach Schmeller „ein Gemach, in welchem durch einen stark geheizten Ofen das in die Becken gestoßene ausgefottene Salz auf eigner Gerüste gedörret und gehärtet (gepfieselt) wird.“ Also im äußersten Norden und im fernen Südosten ist das Wort noch bodenständig, wenngleich, wie gesagt, in sehr verschiedenem Sinne angewandt.

Anders im Mittelalter. Da galt das Wort so ziemlich in ganz Deutschland und hatte im Gegensatz zu seinem jetzt so vieldeutigen Inhalt einen ziemlich fest umschriebenen Sinn. Denn es bezeichnete vorzugsweise das Zimmer, wo die Frauen und Mägde zu arbeiten pflegten, das später kurzweg „das Frauenzimmer“ genannt wurde. So läßt in der bunten Legendenammlung, die den Namen Kaiserchronik trägt, weil sie eine poetische Reichsgeschichte sein will, die Gemahlin des oströmischen Kaisers Zeno dem Aëtius höhrend sagen, er solle in ihren pfiesel kommen, um mit den Mägden Wolle zu zupfen — beiläufig gesagt ein grober, aber für die Kaiserchronik nicht ungewöhnlicher Verstoß gegen die Überlieferung, da Zeno und Aëtius keine Zeitgenossen waren, und überdies die Geschichte von Sophia, der Gemahlin Justinus des Zweiten, und dem Gotenbezwinger Narfes erzählt wird. Die Verbindung des Wortes *pfiesel* mit *gadem* (Gemach) ergibt ein *pfieselgadem*, was man als eine der Doppelungen ansehen könnte, die wie *lintwurm*, *maultier*, *pläsirvergügen* u. a. zu entstehen pflegen, wenn der Sinn des ersten Wortes ins Schwanken gerät und sozusagen einer Stütze bedarf, wenn man hier nicht Grund hätte anzunehmen, daß durch die Zusammensetzung mit *pfiesel* das *gadem* als ein heizbares charakterisiert werden soll.

Das Wort erscheint schon in althochdeutscher Zeit, die Form *phesal* ist durch die am Ende des achten Jahrhunderts zusammengestellten, aber auf eine wesentlich ältere Quelle zurückgehenden *Raffeler Glossen* bezeugt. Natürlich ist es kein Erbwort, sondern es stammt, worauf schon der Anlaut *ph*, für das man später *pf* schrieb, hinweist, aus der Fremde. Aus dem lateinischen Grundwort *pensile* schwand zunächst das *n* vor dem *s*, das ist eine Lautveränderung, die nicht nur dem jüngern Latein eigen ist, sondern sich auch in germanischen Mundarten findet, wie die Doppelformen *ansen* und *asen*, *gans* und *goos* (englisch *goose*), *sense* und *seis* und andre beweisen; dann wird das neu entstandne *pesile* durch Lautdifferenzierung in *pesale* umgeformt, worauf unter dem Druck des auf der ersten Silbe ruhenden Hochtons das *e* der letzten Silbe gänzlich verflingt. Nun tritt die Lautverschiebung ein, wodurch wenigstens in Oberdeutschland die *Tenuis p* durch die *Affricata ph* oder *pf* ersetzt wird, während später das *e* der Stammsilbe mit regelrechtem Lautwechsel (vgl. *tegula* — *ziagal*, *speculum* — *spiagal*) durch *ea* hindurch in *ia* übergeht. Das ist, als wenn jemand heutzutage für *lebt* erst *leabt*, und dann mit Erhöhung des Tons *liabt* spräche. So entsteht aus *pfesal* zunächst *pfesal* und *pfiasal*, weiterhin aber, indem das *ia* zu *ie* erleichtert wird, und andererseits, wiederum durch die Schuld des die erste Silbe nachdrücklichst hervorhebenden Hoch-

tons, die letzte Silbe an Schallfülle verliert, das mittelalterliche *pfiesel*. Nun ist die Endsilbe des Wortes, die früher noch einen Nebenton (*pfiasal*) trug, tonlos geworden, oder anders ausgedrückt: der Redende verschwendet alle Energie des Tons an die erste Silbe, sodaß er für die zweite nichts mehr übrig hat und sie verkümmern läßt, während früher der Ton auf beide Silben, wenn auch nicht gleichmäßig, verteilt wurde. Diese Schwächung der Endsilbe tritt auch im Niederdeutschen ein; dagegen bleibt hier der alte Anlaut ebenso wie der Vokal der ersten Silbe unverändert, sodaß die lautgerechte Form das noch jetzt bestehende *posel* ist. Durch die Lautverschiebung erhalten wir übrigens einen Fingerzeig, wenn wir die Zeit, wo das fremde Wort nach Deutschland gelangt ist, genauer bestimmen wollen. Denn wenn man annehmen darf, daß diese Bewegung etwa in der Mitte oder am Ausgang des sechsten Jahrhunderts beginnt, so muß unser Wort um diese Zeit schon in Deutschland bekannt gewesen sein, sonst wäre es nicht mehr von der Lautverschiebung betroffen, sondern es hätte wie manches nach dem Abschluß dieser Bewegung, seit dem Ende des achten Jahrhunderts etwa aufgenommene Wort den lateinischen Anlaut gewahrt (vgl. *polz* aus *pellis*, *pein* aus *poena* u. a.). Wenn man später manchmal *fisel* für *pfiesel* geschrieben findet, so kommt das daher, daß späterhin in Mitteldeutschland das *pf* infolge einer leicht erklärbaren Erleichterung der Aussprache in reines *f* (die Spirans) überging. Bekanntlich sprechen die meisten Mitteldeutschen und ebenso die Niederdeutschen, wenn sie hochdeutsch reden, nicht *pfanze*, sondern *fanze*, nicht *pferrd*, sondern *ferd* usw., was ihnen oft von den Süddeutschen vorgehalten wird, obwohl es ja im Grunde auf einem ähnlichen Vorgange beruht, als der ist, wodurch ehemals in Süddeutschland das *p* in *pf* verwandelt wurde. Und wie das *pf*, so ist auch später das *ie* in einen Laut zusammengezogen.

Man nimmt gewöhnlich an, das Wort *pensile* sei von *pensum* abzuleiten und habe zunächst den Raum bezeichnet, worin die Frauen ihr *pensum*, d. h. das ihnen zugewogene Quantum Wolle, zu verarbeiten pflegten. Aber das ist schwerlich richtig; das Wort hängt vielmehr, wie auch Kluge im Etymologischen Wörterbuch angibt, mit den *pensiles balneas* zusammen, die nach dem Zeugnis des Plinius und anderer von einem gewissen Sergius Onatas, einem bekannten Lebemann, erfunden sind; das waren Badestuben, die über einem Untergeschoß errichtet waren und von hier aus geheizt wurden (sog. *hypocausta*), also, wenn man den lateinischen Ausdruck wiedergeben will, darüber „hängen oder schweben,“ wie ja auch die schwebenden Gärten der Semiramis auf einem terrassenartigen Unterbau liegend gedacht sind. *Pensile* ist also nur ein abgekürzter Ausdruck für *domus* oder *balinea pensilis* und bedeutete zunächst wie dieses die Badestube, sodann mit Betonung des charakteristischen Merkmals der Heizbarkeit jedes heizbare Gemach, weiterhin, weil die Frauen bei ihren Handarbeiten in der winterlichen Jahreszeit eines geheizten Raumes bedurften, das Frauenzimmer, schließlich jeden Wohnraum auch ohne Rücksicht auf die Heizbarkeit, während noch ein besondrer Strang zu der oben besprochenen, heute noch in Bayern und Österreich geltenden Bedeutung führt.

Wie sich leicht denken läßt, ist das Wort auch dem Romanischen verblieben. Wenigstens gilt das für das Französische. Hier wurde *pe(n)sile* nach der Lautregel, wonach langes *e* durch *ei* in *oi* übergeht (vgl. *me*, *moi*, *regem*, *rei*, *roi* usw.), in *poisle* und weiterhin nach dem Schwund des *s* (vgl. *ile* für *isle*) in *poile* verwandelt. Wenn man später, wie noch heute, *poêle* schrieb, so gab man damit nur den Laut wieder, da *oi* lange Zeit, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie *oe* gesprochen worden ist (vgl. *oboe* aus *hautbois*). Nun spricht man bekanntlich *poêle*, wie ja überall für das *oi* die breite plebejische Aussprache *oa* durchgedrungen ist. *Poêle* bedeutet aber nicht wie das Grundwort *pensile* die Badestube, sondern den Ofen (*poêle* im Sinne von *Pfanne* kommt von dem lateinischen *patella* her).

Somit ist im Französischen der Bedeutungswandel so ziemlich in der entgegengesetzten Richtung verlaufen wie im Deutschen. Wenn sich hier der Inhalt des

lateinischen Wortes erweitert hat, ist er im Französischen in die Enge gezogen. Mit der Betonung des Nebenbegriffs der Heizbarkeit wurde das Wort an die Wärmequelle gebunden und ist darauf beschränkt geblieben. Es zeigt sich hier wie so oft, daß ein kräftig hervortretender Nebensinn die Herrschaft an sich reißt und die Bedeutung eines Wortes entscheidend bestimmt. Das nämliche gilt übrigens erst recht von dem idiomatischen Gebrauch des Wortes in Bayern und in Österreich.

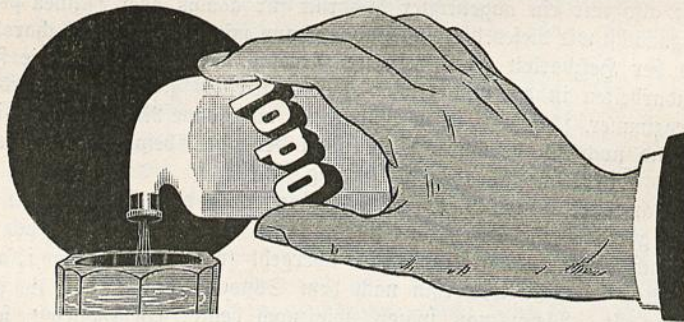
Es liegt nahe, die Geschichte unsers Wortes mit der des sinnverwandten stube zu vergleichen. Noch jetzt ist über dessen Herkunft nicht endgiltig entschieden. Man leitet es gewöhnlich aus dem Romanischen ab, indem man es als eine dem Deutschen angepasste Umbildung des romanischen *stufa* (spanisch *estufa*, französisch *étuve*) auffaßt, das dann wieder auf das griechische *ἐξυγρῶν* (Wasser in Dampf verwandeln) zurückgehn soll. Dann hat man das Wort für einen Sproß aus germanischem Stamm erklärt: es sei von *stoben* abzuleiten und habe zunächst eine Bedeutung zur Erzeugung von Wasserdämpfen bezeichnet. Auf jeden Fall ist die Grundbedeutung aufs engste mit dem Begriff der Wärme verbunden. Es mag ursprünglich die Wärmequelle bezeichnet haben, dann wurde es lange Zeit ausschließlich für den Baderaum, wie noch jetzt im Romanischen, gebraucht, bis es dann in Deutschland zu seiner jetzigen, erweiterten Bedeutung gelangte. Im achten Jahrhundert schon nachweisbar hat sich das Wort über das ganze Gebiet der germanischen Sprachen verbreitet, mit mancherlei Spaltungen der Bedeutung, wie namentlich das englische *stove* und *stew* beweist, und ist sogar nach dem fernen Osten ins Slawische, Finnische, Ungarische und Türkische gedrungen. Einen deutlichen Anklang an den ältern Brauch zeigt das isländische *badstofa*, das freilich heute nicht mehr im eigentlichen Sinne gilt: es bezeichnet vielmehr jetzt den gemeinsamen Wohn- und Schlafraum im isländischen Bauernhause.

Die Geschichte des deutschen Wohnungswesens in sachlicher und in sprachlicher Hinsicht zu verfolgen ist eine lohnende Beschäftigung. Wer dafür Zeit und Teilnahme übrig hat, sei verwiesen auf das ebenso gründliche als anregende Werk von Moritz Heyne: „Das deutsche Wohnungsweisen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert,“ das natürlich auch für die vorstehende Skizze benutzt ist. Vielleicht kommen wir später noch einmal darauf zurück.

Weimar

f. Kunze

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.